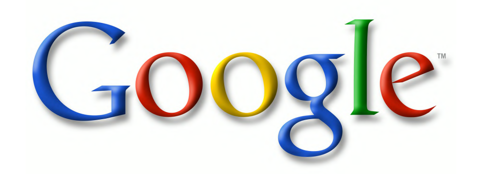
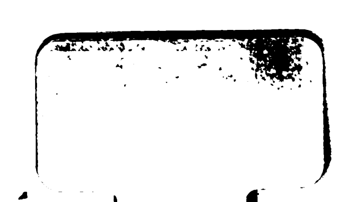


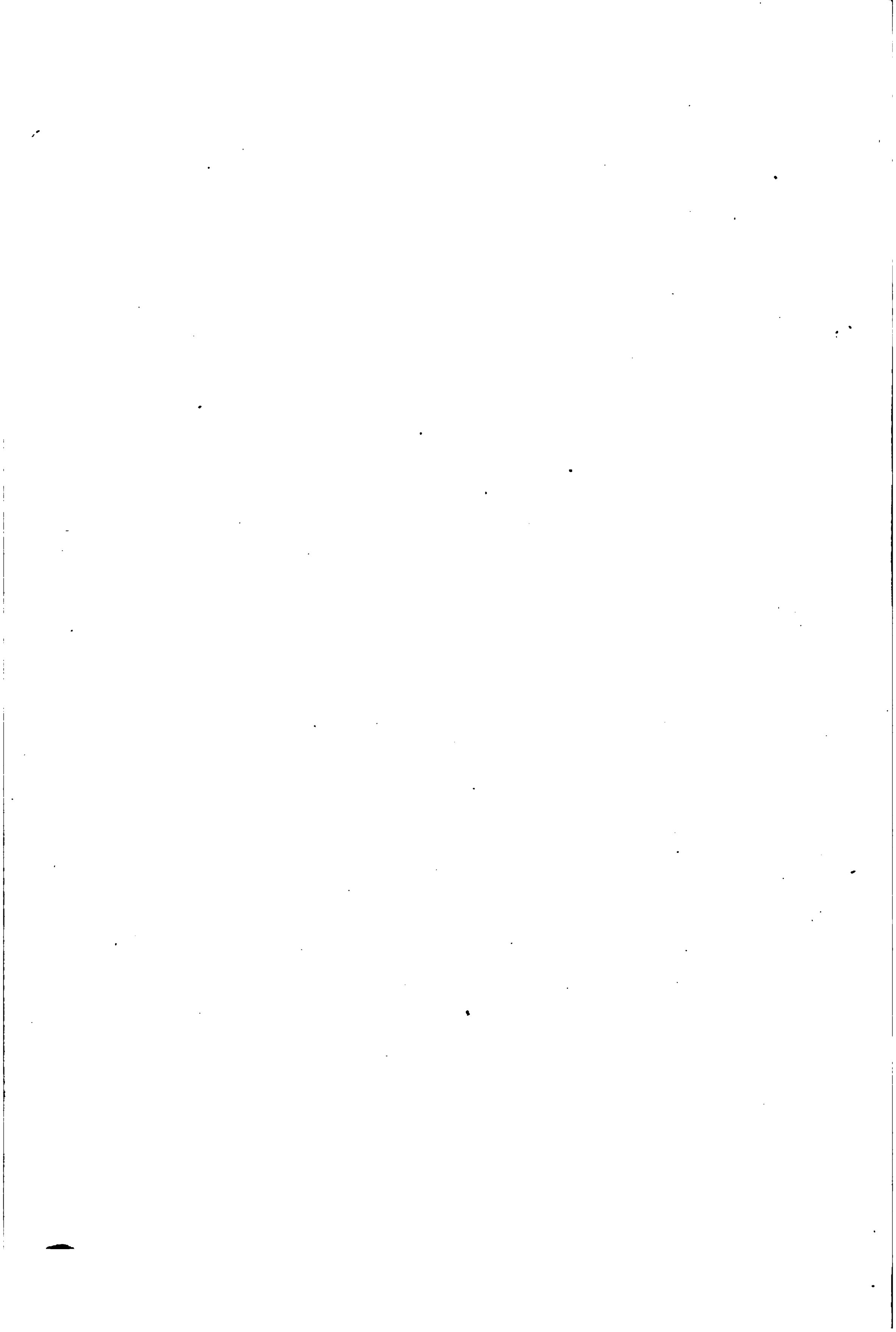

ANDOVER-HARVARD LIBRARY
AH 4TEN B
Harvard Depository
Brittle Book
912.1
Schürer
HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY




SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TS







Die

ältesten Christengemeinden

im römischen Reiche.

Rede

zum Antritt des Rektorates

der

Christian-Albrechts-Universität in Kiel

am 5. März 1894

von

Emil Schürer.

Kiel 1894.

Universitäts-Buchhandlung.

(Paul Toeche.)

Divinity School.

38'6

Hochansehnliche Versammlung!

Zum Wesen des christlichen Glaubens gehört die Ueberzeugung von seinem absoluten Werthe und seiner ewigen Geltung. Wer in diesem Glauben steht, ist dessen gewiss, dass das Christenthum nicht nur die bisher erreichte vollkommenste, sondern die schlechthin vollkommene Religion ist, über welche hinaus es ein Fortschreiten nicht mehr giebt, die darum auch dazu bestimmt ist, für immer die leitende Macht in der Menschheit zu sein.

Diesen Anspruch lässt der Glaube sich nicht nehmen. Aber die geschichtliche Betrachtung zeigt, dass er doch nur innerhalb bestimmter Grenzen sich festhalten lässt; nämlich nur sofern er sich bezieht auf den innersten Kern und das Wesen des christlichen Glaubens, nicht aber sofern es sich um dessen Ausprägung und Ausgestaltung in den mannigfaltigen Beziehungen des concreten Lebens handelt. Diese concrete Ausprägung ist stets eine wechselnde gewesen. Sie ist immer bedingt gewesen durch die Verhältnisse, unter welchen die christlichen Gemeinden lebten, durch die Bildung des Zeitalters, durch die Gunst oder Ungunst der menschlichen Gesellschaft, durch geschichtliche Mächte der verschiedensten Art. Wie gross sind doch die inneren und äusseren Contraste, wenn wir uns das Bild der ersten Christengemeinden im römischen Reiche vergegenwärtigen — kleine Conventikel ohne Bedeutung für die grosse Welt — und daneben dann die mächtige Papstkirche des Mittelalters, eine weltliche Grossmacht ersten Ranges. Und wie anders dann wieder die kirchlichen Bildungen, welche aus der Reformation hervorgegangen sind. Nicht nur die Unterschiede der socialen Stellung sind ungeheuer. Bis tief in's Innere hinein erstrecken sich die Differenzen, bis auf die Ausprägung der Glaubens-Ueberzeugung selbst, so dass nur das geübte Auge den gemeinsamen Kern in all' diesen wechselnden Gestalten zu erkennen vermag.

Die populäre Betrachtung sieht nun meist in den ältesten Gemeinden das Ideal für alle Zukunft, die Norm, nach welcher alle späteren

Bildungen zu beurtheilen sind. Ja zu allen Zeiten hat man gegenüber den Mängeln der Gegenwart immer wieder den Ruf gehört: Zurück zum Ideal der Urzeit. Auch diese Betrachtungsweise hat doch nur eine sehr relative Berechtigung. Wer die ältesten Gemeinden wirklich kennt, weiss, dass auch hier vieles menschlich gewesen ist, und dass es weder möglich noch wünschenswerth ist, ihre Zustände in jeder Hinsicht zu repristiniren. Sie waren eine Gestaltung des Christenthums, wie sie durch die damaligen Verhältnisse hervorgerufen war. Für andere Zeiten ziemen sich andere.

Allerdings aber nehmen sie als erste unscheinbare Anfänge einer weltgeschichtlichen Grösse das höchste Interesse für sich in Anspruch selbst bei dem kühlen Historiker, der sie objectiv wie jede andere geschichtliche Erscheinung betrachtet. Gerade der Contrast von damals und jetzt erweckt unsere Theilnahme, und andererseits ist bei aller Verschiedenheit doch auch in diesen ersten Anfängen derselbe Geist nachzuweisen, der noch heute wirksam ist.

Lassen sie mich darum den Versuch machen, diese ersten Gemeinden zu zeichnen wie sie waren, wie sie dem Auge des damaligen Beobachters erscheinen mussten. Wir suchen ihre Entstehung zu begreifen, ihre Stellung im Staat und in der Gesellschaft uns deutlich zu machen und ein Bild ihrer inneren Zustände zu gewinnen.

I.

Zunächst ihre Entstehung. Die ersten Gemeinden in Palästina waren nur kleine Sonderkreise innerhalb des Judenthums. Was sie von den übrigen Juden unterschied, war der Glaube, dass in Jesus von Nazareth der verheissene messianische König erschienen sei, der die Herrschaft Gottes in seinem Volk zur Wahrheit und Wirklichkeit machen, eben damit die Sünde und das Uebel aufheben und einen Zustand innerer und äusserer Seligkeit herbeiführen werde. Den Boden des mosaischen Gesetzes haben diese Gemeinden im Grossen und Ganzen nicht verlassen. Es ist dies eine merkwürdige Thatsache. Denn die Verkündigung Jesu wies ohne Frage über die Schranken des Ceremonialwesens hinaus. Du sollst Gott lieben und deinen Nächsten lieben wie dich selbst — diese beiden Gebote hat Jesus als den Kern des Gesetzes hervorgehoben und alle äusseren Observanzen als mehr oder weniger gleichgültig hingestellt. Aber eben doch nur als gleichgültig, nicht als etwas, was man nothwendig abzuthun habe. Daraus erklärt es sich, dass schon die älteste Gemeinde bald wieder von jener idealen Höhe der sittlichen Anschauung herabgeglitten ist. Die

Gläubigen, die nicht mehr unter dem unmittelbaren Eindruck des Meisters gestanden hatten, vermochten nicht, den Geist seiner Verkündigung festzuhalten und die Consequenzen daraus zu ziehen, sondern sie hielten als geborene Juden nach wie vor das Gesetz als verbindliche Lebensnorm fest.

Ein wesentlich anderes Bild bieten die Gemeinden, die schon wenige Decennien nach dem Hingang Jesu Christi ausserhalb Palästina's, in Syrien, Kleinasien, Griechenland, ja selbst in Italien entstanden sind. Ihr Zusammenhang mit dem jüdischen Mutterboden war nur ein loser; die grosse Mehrzahl ihrer Mitglieder waren geborene Heiden; und das Gesetz Mosis ist hier von Anfang an nicht, oder höchstens ganz ausnahmsweise beobachtet worden.

Wie ist es zur Bildung dieser heidenchristlichen Gemeinden gekommen? Es genügt nicht, hierfür allein auf die mächtige Persönlichkeit des Apostels Paulus hinzuweisen. Freilich hat sein kühner Geist, sein rastloser sich selbst verzehrender Eifer mehr geleistet als alle seine Zeitgenossen insgesammt. Aber es haben doch auch unabhängig von ihm Gemeindebildungen stattgefunden, einzelne schon bei seinen Lebzeiten, andere in der nächsten Folgezeit. Und es wollen im Allgemeinen die Bedingungen aufgezeigt sein, unter welchen es überhaupt zu solchen Gemeindestiftungen kommen konnte.

Eine Vorbedingung, auf welche man längst hingewiesen hat, war die Herrschaft der griechischen Sprache in der ganzen damaligen gebildeten Welt. Wir haben heutzutage nichts Aehnliches. Keine unserer heutigen Cultursprachen ist in dem Maasse Weltsprache wie es das Griechische damals war. Wer Griechisch sprach, wurde verstanden in Syrien, Kleinasien, Aegypten, Griechenland und Italien. Allerdings — mit Ausnahme Griechenlands — wohl nicht von der breiten Masse der Landbevölkerung, aber doch in allen grösseren Städten, auch im Binnenlande, und vor allem in den Hafen- und Handelsplätzen im gesammten Bereiche des mittelländischen Meeres, hier auch von den niederen Schichten der Bevölkerung. Der hin- und herfluthende Handel hatte eine internationale Gesellschaft erzeugt, deren Verkehrssprache eben das Griechische war. Damit ist schon angedeutet, dass die Herrschaft der griechischen Sprache aufs engste zusammenhängt mit der Lebhaftigkeit des Handels. Beide haben sich gegenseitig bedingt. Durch die Kaufleute ist das Griechische überall hin gebracht worden, und die Herrschaft der einen Sprache hat wieder den Handelsverkehr begünstigt.

Diese Lebhaftigkeit des Verkehrs ist eine zweite Vorbedingung für die rasche Ausbreitung des christlichen Glaubens. Der

Missionar folgte auch damals wie heutzutage den Spuren des Kaufmanns; ja nicht selten wirkte der Kaufmann selbst als Missionar. Wir werden die Lebhaftigkeit des Waaren-Austausches, den eine hoch entwickelte Cultur in den letzten Jahrhunderten vor Chr. erzeugt hatte, uns nicht leicht zu gross vorstellen. Rohstoffe und Industrie-Erzeugnisse kamen aus dem Orient nach Griechenland und Rom; und die Orientalen empfingen dafür wiederum, was an den Haupsstätten der Bildung und Macht, in Griechenland und Rom, Mode war. Im vierten und dritten Jahrhundert vor Chr. war Athen der Haupthandelsplatz Griechenlands — eine Nachwirkung seiner politischen Hegemonie, die es durch die Perserkriege errungen hatte. Hier finden wir damals Handelsniederlassungen der Aegypter und Phönicier, die sich zu festen Gemeinden organisirten und dabei auch den väterlichen Cultus pflegten. Schon im vierten Jahrhundert vor Chr. besassen die Aegypter im Piräus einen Tempel der Isis. Bald nach ihnen, im Jahre 333, erhielten die Kaufleute aus Kitium in Cypern die Erlaubniss, sich ebenfalls im Piräus einen Tempel der cyprischen Aphrodite zu bauen. Und wieder nicht viel später folgten die Sidonier mit dem Bau eines Tempels ihres einheimischen Gottes Baal. Neben Athen war die Insel Delos ein Hauptsammelpunkt orientalischer Kaufleute. Hier finden wir im zweiten Jahrhundert vor Chr. Gemeinden phönicischer und ägyptischer Kaufleute. Von den Phöniciern bildeten die Kaufleute aus Tyrus eine eigene Gemeinde, und die aus Berytus wieder eine eigene. In Italien war in der Kaiserzeit Puteoli der wichtigste Stapelplatz. Hier landeten die grossen Schiffe, welche aus Alexandria das Getreide brachten und die Rohstoffe und Industrie-Erzeugnisse aus allen Gegenden des Orients. Auch hier gab es in der Kaiserzeit Gemeinden von Tyriern und Berytiern, welche neben den materiellen Interessen zugleich den väterlichen Gottesdienst pflegten.

Mit den reichen Gross-Kaufleuten aus Aegypten und Phönicien konnten sich zwar die Juden an Bedeutung nicht messen. Aber auch sie bildeten doch ein sehr ansehnliches Element in diesem allgemeinen Völkergemische. Wir können nicht mehr in allen Einzelheiten verfolgen, zu welcher Zeit und aus welchen Anlässen die jüdischen Wanderungen aus dem Mutterlande nach den angrenzenden Ländern und dann weiterhin bis nach Griechenland stattgefunden haben. Aber es ist eine sichere Thatsache, dass es seit dem zweiten Jahrhundert vor Chr. (theilweise auch schon seit dem dritten) eine weitverzweigte und zahlreiche jüdische Diaspora nicht nur in Aegypten und Syrien, sondern auch in Klein-Asien und Griechenland gegeben hat. Am

stärksten war sie in Aegypten und Syrien. In den Hauptstädten Alexandria und Antiochia bildeten die Juden einen erheblichen Bruchtheil der Bevölkerung. Aber auch in Klein-Asien gab es kaum eine grössere Stadt, in welcher nicht eine Judengemeinde existirt hätte. In Griechenland können wir sie nachweisen auf vielen Inseln und in den meisten Provinzen des Festlandes, namentlich in den grossen Handels-Emporen Thessalonich, Athen und Korinth. Der vorgeschobenste Posten nach Westen zu war im Anfang der Kaiserzeit wohl die jüdische Gemeinde der Hauptstadt Rom, die eine indirecte Schöpfung des Pompejus war. Er hatte nach der Eroberung Jerusalems tausende von jüdischen Kriegsgefangenen nach Rom geschleppt, welche dort als Sklaven verkauft, aber grösstentheils bald wieder freigelassen wurden und nun den Grundstock der bald mächtig anwachsenden jüdischen Gemeinde der Hauptstadt bildeten. Alle diese jüdischen Gemeinden der Diaspora hielten streng an ihrem väterlichen Glauben fest. Ueberall hatten sie ihre Synagogen, in welchen sie sich am Sabbath zum Gottesdienst versammelten, um das Gesetz Mosis und die Propheten zu hören und von kundigen Männern sich auslegen zu lassen.

Die Niederlassungen der Orientalen in Griechenland und Rom waren nun zugleich ebenso viele Mittelpunkte der religiösen Propaganda. Das gilt von den Aegyptern, Phöniciern und Syrern ganz ebenso wie von den Juden. Wo sie in grösserer Zahl sich niedergelassen und organisirt hatten, da sehen wir bald, dass ihr Cultus auch über ihren Kreis hinaus bei der einheimischen Bevölkerung Anklang findet. In besonders starkem Maasse war es bei den ägyptischen Culten der Fall. Sie hatten um die Zeit Christi in Griechenland und Rom starke Verbreitung gefunden. Aber auch vom Glauben und Gottesdienst der Juden darf das Gleiche behauptet werden. Zwar ist es nicht wahrscheinlich, dass die Zahl derer sehr gross war, welche die Beschneidung und die ganze Last des Gesetzes auf sich nahmen und damit vollständig in den Schoss der jüdischen Gemeinden eintraten. Um so grösser aber war allem Anscheine nach die Masse derer, welche in freierer Form dem Judenthum sich anschlossen. An vielen Orten, wo grössere Judengemeinden existirten, sammelte sich um dieselben ein Anhang frommer Heiden, welche sich zum Glauben an den einen unsichtbaren Gott bekannten, vom heidnischen Cultus sich lossagten, den jüdischen Gottesdienst besuchten, und auch gewisse elementare Vorschriften des mosaischen Gesetzes, das Sabbathgebot und die wichtigsten Reinheits- und Speisegebote beobachteten, aber ohne feste Grenze und nicht nach dem Maassstab pharisäischer Strenge. Es war

ein Judenthum zweiter Ordnung, das auf diese Weise sich bildete. Wir kennen diese Kreise aus Josephus und dem Neuen Testamente, wo sie als „die Gottesfürchtigen“ schlechthin bezeichnet werden.

Die Erfolge, welche die religiöse Propaganda der Orientalen überhaupt und die der Juden insbesondere in Griechenland und Rom gehabt hat, werden nicht aus einem Punkte zu erklären sein. Verschiedenes hat hier zusammengewirkt. Zunächst war von Wichtigkeit, dass infolge der engen Verbindung, in welcher damals alle Völker unter einander standen, die nationalen Besonderheiten überhaupt in der Auflösung begriffen waren. In der classischen Zeit des Alterthums war jedes Volk ein fest geprägtes eigenthümliches Ganze, zu dessen Eigenart auch die besondere einheimische Gottesverehrung gehörte. Dieses individuelle Gepräge der Nationen ging mehr und mehr verloren. Die Welt wurde kosmopolitisch auch in religiöser Beziehung. Man verlor die Stimmung, dass die väterlichen Götter selbstverständlich die besten und mächtigsten seien, und wurde geneigt, die fremden aufzunehmen. Befördert wurde diese Neigung durch den Reiz, den das Seltsame und Mysteriöse als solches auf das menschliche Gemüth ausübt. Die orientalischen Culte waren umgeben von mancherlei Ceremonien, geheimnissvollen Riten, Reinigungen und Waschungen. Auch dies hat ihnen manche Anhänger gewonnen. Endlich aber wird nicht zu läugnen sein, dass sie in gewisser Hinsicht auch wirklich den Religionen des classischen Alterthums überlegen waren. Eine Religion wird um so höher stehen, je reiner sie die monotheistische Anschauung von Gott zum Ausdruck bringt, und je sicherer sie den Menschen einerseits zu einem sittlichen und andererseits zu einem seligen Leben führt. Diese Ziele traten aber in der That bei den orientalischen Religionen, wie sie damals im Abendlande verbreitet wurden, bestimmter hervor als bei den Religionen des classischen Alterthums. Es soll nicht gesagt werden, dass sie bei letzteren gefehlt hätten. Aber sie kamen bei den orientalischen Religionen greifbarer, massiver, und darum für den gemeinen Mann wirksamer zum Ausdruck. Nur einer Hauptgottheit, die nahe daran war als die einzige hingestellt zu werden, galten ihre Culte. Und die Forderung einer Reinigung von der Sünde wie die Verheissung künftiger Seligkeit kamen in den mancherlei Ceremonien kräftig zur Geltung. Dass die Formen der letzteren zum Theil recht bizarre waren, hat ihre Wirkung eher befördert als gehemmt. Wenn also vielleicht schon von den heidnischen Culten des Orients gesagt werden darf, dass sie den classischen in gewisser Hinsicht überlegen waren, so gilt dies zweifellos von der jüdischen Religion. Der Gedanke

der Einheit, Ueberweltlichkeit und Geistigkeit Gottes ist in keiner Religion des Alterthums so rein und sicher vollzogen und mit solchem Nachdruck zur Geltung gebracht worden, wie in der des Alten Testamentes. Selbst die Philosophie der Griechen ist dieser Anschauung von Gott nur nahe gekommen, ohne sie erreicht zu haben. Und die Forderung eines sittlichen Lebens wie die Verheissung eines seligen Zieles unseres Daseins hat ebenfalls keine Religion mit solcher Sicherheit hingestellt wie die jüdische. Der Erfolg ihrer Propaganda hätte darum noch viel grösser sein müssen als er war, wenn nicht andererseits die Last des Gesetzes und was damit zusammenhing, ein schweres Hemmniss gebildet hätte. Allerdings hat die Propaganda, wie wir gesehen haben, sich vielfach mit elementaren gesetzlichen Forderungen begnügt; und in dem Maasse als sie dies gethan hat, hat sie Erfolg gehabt. Aber principiell hat das Judenthum doch nie auf das Gesetz verzichtet. Damit war aber eine schwer zu überwindende Scheidewand zwischen der heidnischen und der jüdischen Welt aufgerichtet.

In diese Verhältnisse traten nun die christlichen Sendboten ein mit ihrer Predigt von Jesus Christus dem Gekreuzigten als dem Weltheiland. Wir haben gesehen, dass in der apostolischen Zeit das Evangelium in einer doppelten Form verkündigt wurde: der gesetzlichen und der gesetzesfreien. Die erstere war nur in Palästina von Bedeutung. Ausserhalb des heiligen Landes hat nur die letztere es zu dauernden Schöpfungen gebracht. Ihre principielle Begründung und sichere Durchführung hat die gesetzesfreie Form des Evangeliums durch den Apostel Paulus erhalten. Aber Ansätze dazu hat es doch auch schon vor ihm gegeben, besonders in den Kreisen der Urapostel, die noch unter dem unmittelbaren Eindruck der Predigt und der Person Jesu selbst gestanden hatten. Inwieweit diese vermittelnde Richtung thatsächlich der Mission des Paulus vorgearbeitet hat, lässt sich nicht mehr verfolgen. Ganz ohne Wirkung ist sie wohl nicht gewesen. Aber es giebt noch eine andere Erscheinung, welche dem Werke des Paulus als Anknüpfungspunkt gedient hat: jene Kreise gottesfürchtiger Heiden, die wir als ein Judenthum zweiter Ordnung bezeichnet haben. Wenn wir aus manchen Spuren allgemeinere Schlüsse ziehen dürfen, werden wir diesen Kreisen eine erhebliche Bedeutung für den Erfolg des Werkes Pauli beizumessen haben. Hier waren ja alle Vorbedingungen für die Annahme des christlichen Glaubens gegeben, der jüdische Monotheismus, die jüdische Sittlichkeit, die jüdische Seligkeitshoffnung. Daneben allerdings noch gewissse gesetzliche Formen, aber in freier und elementarer Weise. Wurden diese abgestreift und die Ueberzeugung begründet, dass in der

Person Jesu Christi die Vollendung und Erfüllung dessen, was jene Kreise schon hatten und hofften, gegeben sei, so war ein gesetzesfreies Christenthum geschaffen. Es ist sehr wahrscheinlich, dass Paulus in der That in diesen Kreisen wesentliche Erfolge erzielt hat. Freilich nicht in ihnen allein. Ueberall griff er über dieselben hinaus. Er predigte auf dem Areopag in Athen, und nützte noch seine Gefangenschaft in der Kaserne der Prätorianer in Rom dazu aus, um Gläubige zu gewinnen. Von dem Erfolge, den seine geistesmächtige Predigt gehabt hat, geben seine Briefe uns Zeugniss. Andere setzten sein Werk fort; und so kam es noch im Laufe der ersten zwei Generationen nach dem Hingang Christi zu zahlreichen Gemeindebildungen, in der Hauptsache an allen den Orten, an welchen schon zuvor auch die jüdische Mission einen fruchtbaren Boden gefunden hatte.

Die Zahl und Bedeutung dieser ersten Gemeinden bis zum Anfang des zweiten Jahrhunderts nach Christo dürfen wir nicht überschätzen. Es waren nur sehr kleine Kreise, im öffentlichen Leben der Grossstädte kaum bemerkt, jedenfalls nicht darin hervortretend. Denn die Bedingungen für die Ausbreitung des christlichen Glaubens waren ähnliche, wie die für die Ausbreitung des Judenthums, einerseits günstige, andererseits aber doch wieder ungünstige. Wie der stärkeren Ausbreitung des Judenthums die Last der gesetzlichen Forderungen entgegenstand, so stand dem Christenthum der Umstand entgegen, dass es einen Gekreuzigten als Weltheiland verkündigte. Ueber die Thorheit dieser Predigt kamen auch solche nicht hinweg, die aus anderen Gründen dem Evangelium geneigt gewesen wären. So waren die Erfolge, namentlich in den Kreisen der Gebildeten, Generationen hindurch nur sehr schwache. Die christlichen Gemeinden sammelten sich vorwiegend aus den unteren Schichten der Bevölkerung, namentlich aus jenen internationalen Kreisen, welche in den grossen Handelsstädten infolge des lebhaften Verkehrs sich gebildet hatten. In letzterer Beziehung ist besonders lehrreich, dass die christliche Gemeinde in Rom nicht aus den Kreisen der lateinisch redenden, sondern aus den Kreisen der griechisch redenden Einwohner hervorgegangen ist. Die Sprache der christlichen Gemeinde in Rom war bis zum Ende des zweiten Jahrhunderts nach Christo das Griechische.

Durch den Erfolg der christlichen Predigt ist die jüdische Propaganda geradezu abgelöst worden. Es hängt das allerdings auch mit der inneren Entwickelung des Judenthums zusammen. Seit der Zerstörung Jerusalems ist die weitherzige hellenistische Richtung des Judenthums zurückgedrängt und die streng pharisäische auch in der Diaspora zur Herrschaft gebracht worden. Schon dies musste zur Folge

haben, dass man nicht mehr in der früheren Weise gottesfürchtige Heiden für den jüdischen Glauben zu gewinnen suchte, ohne ihnen das ganze Gesetz aufzuerlegen. Aber dazu kam nun der Erfolg der christlichen Prediger. Ihnen wandten sich nun diejenigen zu, welche früher in freierer Form dem Judenthum sich angeschlossen hatten. An die Stelle der jüdischen trat die christliche Mission; und die erstere ist von der letzteren bald völlig absorbirt worden.

II.

Die Stellung der christlichen Gemeinden im Staat und in der Gesellschaft war analog derjenigen vieler anderen religiösen Vereine. Seitdem fast überall neben den alten und einheimischen vom Staat gepflegten Culten neue in Aufnahme kamen, bildeten sich zur Pflege derselben freie Vereine, die zwar von der staatlichen Gesetzgebung anerkannt, im übrigen aber auf sich selbst gestellt waren. Die Mitglieder bestritten selbst die Kosten des Cultus und übten auch eine eigene Disciplin in ihrem Kreise aus. Jenachdem diese Vereine aus Fremden oder Einheimischen, Bürgern oder Nichtbürgern bestanden, war ihre politische Stellung mannigfach modificirt. Gewisse Grundzüge hatten sie aber alle gemeinsam. In der Form solcher freien Vereine hatten sich schon die jüdischen Diasporagemeinden organisirt. In derselben Form konnten auch die christlichen Gemeinden sich eine geordnete Existenz im Rahmen der staatlichen Gesetzgebung und unter dem Schutze derselben geben.

Unter dem Schutz der Staatsgesetze — so dürfen wir geradezu sagen. Die unter uns noch verbreitete populäre Meinung sieht die Sache freilich anders an. Wir denken uns die Apostel und die ersten Christen von vornherein als von aller Welt verfolgt. Die heidnische Welt ist die Verkörperung des Bösen, die christlichen Gemeinden die Verkörperung des Guten. Es erscheint selbstverständlich, dass letztere bei ihrem Eintritt in die Welt sofort von jener gehasst, angefeindet und verfolgt worden sind. Auch Beweise dafür sind ja reichlich vorhanden. Schildert uns doch der Apostel Paulus selbst, wie sein ganzes Leben eine Kette fortwährender Gefahren und Verfolgungen war. Gefängniss und Schläge hat er erduldet; fünfmal hat er von jüdischen Behörden vierzig Hiebe empfangen, dreimal ist er gegeisselt, einmal gesteinigt worden. Unter Juden und Heiden, in Städten und wüsten Gegenden war er Anfeindungen und Gefahren aller Art ausgesetzt (II. Kor. 11, 23 ff.). Trotz dieses authentischen Zeugnisses wäre es doch ein Irrthum, wenn man meinte, dass die staatliche Obrigkeit das Christenthum um seiner selbst willen

von Anfang an verfolgt hat. Der römische Staat war tolerant gegen jede Religion. Wenn auch im Inneren der Stadt Rom noch im Anfang der Kaiserzeit fremde Culte nicht geduldet wurden, so konnten sie doch vor den Thoren der Stadt ungehindert sich ansiedeln. Bald ist auch die Stadtgrenze ihnen geöffnet worden. Und im weiten Rahmen des römischen Reiches war ohnehin von Verfolgung irgend einer Religion nicht die Rede. Wenn alle anderen frei waren, weshalb hätte gerade das Christenthum verfolgt werden sollen?

Es ist richtig, dass seit der Zeit Trajans wiederholt blutige Christenverfolgungen stattgefunden haben. Aber der Grund derselben war niemals der positive Inhalt der christlichen Religion als solcher, sondern wesentlich der Umstand, dass die Christen die göttliche Verehrung des Kaisers verweigerten. In allen Christenprocessen ist dies der entscheidende Punkt. Wer sich entschloss, dem Kaiser zu opfern, war frei von der Verfolgung. Die Weigerung des Opfers dagegen erschien gleichbedeutend mit Auflehnung gegen die Majestät der Staatsgewalt. Und diese Auflehnung wurde um so bedenklicher, je zahlreicher die Christen wurden und je grösser damit ihre Bedeutung für Staat und Gesellschaft. Das Christenthum wurde eine Gefahr für den Staat. Aus diesem Grunde also hat allerdings die Staatsgewalt seit der Zeit Trajans blutige Maassregeln gegen die Christen ergriffen. Für die Anfangszeit jedoch, bis zum Ende des ersten Jahrhunderts nach Chr., haben wir keinen Beweis dafür, dass Christenthum und römischer Staat sich principiell feindlich gegenüber getreten wären.

Eine genauere Präcisirung ihres Verhältnisses zu einander ist bei der Dürftigkeit der Quellen nur mit Vorsicht zu geben. In den christlichen Kreisen selbst gab es eine Strömung, welche in der That staatsgefährlich war, insofern sie in dem römischen Cäsar die Zusammenfassung aller gottfeindlichen Mächte sah. Aber diese Strömung war nicht die herrschende. Die Oberhand hatte die Auffassung des Apostels Paulus, dass auch die heidnische Obrigkeit eine Dienerin Gottes sei, welche dazu bestimmt ist, Recht und Gerechtigkeit auf Erden zu handhaben. Ja die Christen haben in ihrem Kirchengebet allsonntäglich auch für das Wohl des Kaisers gebetet. Wir wissen dies sicher durch das uns erhaltene Kirchengebet der römischen Gemeinde aus dem Ende des ersten Jahrhunderts nach Chr. Der römische Staat hat seinerseits die christlichen Gemeinden bis zum Ende des ersten Jahrhunderts im allgemeinen gewähren lassen, ohne sich viel um sie zu kümmern. Es erklärt sich das zum Theil aus ihrer geringen Bedeutung. Sie fielen

eben noch nicht als eine bedeutsame Erscheinung in die Augen. Aber dies allein genügt doch nicht zum Verständniss. Man wird vielmehr darauf hinzuweisen haben, dass der entscheidende Punkt, der den Christen dann so verhängnissvoll geworden ist, die göttliche Verehrung des Cäsars, im römischen Staatsleben selbst erst allmählich zu fundamentaler Bedeutung gelangt ist. Der erste Kaiser, Augustus, gab sich den Anschein, als ob er diesen Cultus, durch welchen die Provinzialen ihren Eifer für den Cäsar und das römische Volk an den Tag zu legen suchten, nur mit einigem Widerstreben sich gefallen lasse. Caligula hat ihn dann freilich gefordert. Aber seine tolle Regierung dauerte nur wenige Jahre. Und erst allmählich hat sich die Praxis ausgebildet, ihn als Beweis der Loyalität allgemein zu fordern. Dies war namentlich für die Juden von Bedeutung. Von ihnen ist er niemals gefordert worden, auch dann nicht, als die Christen wegen Verweigerung desselben blutig verfolgt wurden. Wie haben wir uns diese merkwürdige Thatsache zu erklären? Mir scheint, dass es dafür nur einen Erklärungsgrund giebt: die jüdische Art der Gottesverehrung war als eine staatlich zulässige bereits anerkannt, als der Kaisercultus überhaupt erst aufkam. Die Befreiung der Juden von diesem Cultus war rechtlich schon festgelegt, als die Forderung desselben eine dringende wurde. Wir sehen dies namentlich aus dem Verhalten des Kaisers Claudius. Während sein Vorgänger Caligula die göttliche Verehrung auch von den Juden gefordert hat, hat Claudius auf diese Forderung verzichtet unter ausdrücklicher Berufung auf die alten Privilegien der Juden. Und dabei ist es dann auch für immer geblieben. Die Christen konnten solche alte Privilegien nicht aufweisen. Aber auch ihnen kam bis zum Ende des ersten Jahrhunderts zu statten, dass eben überhaupt die Forderung dieses Cultus noch nicht allgemein und mit solchem Nachdruck erhoben wurde wie später. Möglich ist auch, dass man sie zunächst nur als eine Spielart des Judenthums betrachtet und schon aus diesem Grunde ihnen keine Schwierigkeiten bereitet hat.

So lag also für den römischen Staat in der Anfangszeit des Christenthums ein principieller Grund zum Einschreiten gegen dasselbe nicht vor. Wenn trotzdem vielfach Anfeindungen, ja einzelne Verfolgungen stattgefunden haben, so hatte dies andere Gründe. Vor allem ist zu betonen, dass die ersten Christen, welche vom mosaischen Gesetze sich lossagten — an ihrer Spitze Paulus — nicht von den heidnischen, sondern von den jüdischen Behörden verfolgt wurden. Die Juden allein hatten ein lebhaftes Interesse daran, den grossen Heidenapostel zu bekämpfen, weil er die Verbindlichkeit des mosaischen Gesetzes bestritt

und selbst geborene Juden zum Abfall von demselben verleitete. Von ihnen gingen daher die meisten der Anfechtungen aus, welche das Leben des Apostels durchzogen, und sie haben dann auch die heidnischen Behörden zum Einschreiten zu veranlassen gesucht, wie uns die Apostelgeschichte bei verschiedenen Gelegenheiten sehr anschaulich erzählt. Auch sonst aber werden wir für die Anfangszeit nicht die heidnischen sondern die jüdischen Behörden als diejenige Macht zu betrachten haben, welche den Christen feindlich entgegentrat. Dazu kam dann allerdings der heidnische Pöbel der Städte. Ernste Busspredigt im Zusammenhang mit Lehren und Anschauungen, die man für absurd hielt, konnte leicht die Menge erregen, sie zu Spott und Hohn veranlassen. Diese Stimmung wurde verschärft durch den Anspruch der Christen, etwas besonderes zu sein, durch die schroffe Entgegensetzung ihrer Gemeinschaft gegen die übrige Welt. So kam es leicht zu Thätlichkeiten, die dann wiederum das Einschreiten der Behörden zur Folge haben mussten. Von diesen Factoren sind die meisten Anfeindungen ausgegangen, welche die Christen in der ersten Zeit zu dulden hatten.

Nur zwei wirkliche Verfolgungen durch staatliche Behörden sind uns aus dieser Zeit bekannt: die des Nero und des Domitian. Aber beide waren auf die Stadt Rom beschränkt und (so grausam sie auch waren) principiell doch nicht von Bedeutung. Es waren Acte despotischer Willkür, wie sie von Nero und Domitian auch sonst ausgeübt wurden. Bei Nero lag nach den Andeutungen des Tacitus die Absicht zu Grunde, die Schuld für den Brand Roms von sich auf Andere abzuwälzen. Um das Gerücht, dass er selbst diesen Brand veranlasst habe, zum Schweigen zu bringen, erklärte er die Christen für die Schuldigen und bestrafte sie mit ausgesuchter Grausamkeit. Auch die Verfolgung Domitians hatte keine gesetzliche Basis. Es ist uns zwar nichts näheres über ihre Motive bekannt. Aber die Quellen stimmen darin überein, dass sie denselben Charakter despotischer Willkür trug wie diejenige Nero's. Beide waren überdies nach allem, was wir wissen, auf die Stadt Rom beschränkt. Systematische Maassregeln gegen die Christen im ganzen Umfange des römischen Reiches haben erst seit Trajan und auch von da an in verschiedenen Abstufungen und mit langen Unterbrechungen stattgefunden. Es hat sich also erst allmählich ein Gegensatz der römischen Staatsgewalt gegen das Christenthum herausgebildet. Das in religiösen Dingen tolerante römische Reich wurde zum Verfolger der Christen, weil die Christen die Majestät des römischen Volkes und des römischen Cäsars nicht in denjenigen Formen anerkennen wollten und konnten, welche von den Behörden gefordert wurden.

III.

Die innere Organisation der christlichen Gemeinden war in der ältesten Zeit eine äusserst freie, so sehr, dass feste Formen nur in den allgemeinsten Umrissen vorhanden waren. Die Gemeinden waren Bruder-Vereine, in welchen Jeder nach Maassgabe seiner besonderen Begabung zur Förderung des Ganzen beitrug, durch Wort und That, geistige und materielle Hülfe. Alles war auf das Princip der Freiwilligkeit gegründet. Die Zwanglosigkeit ging in Korinth (worüber wir durch die Briefe Pauli nähere Kunde haben) so weit, dass selbst beim Gottesdienst jede feste Ordnung fehlte. Wenn die Gemeinde zusammenkam, konnte Jeder, der sich vom Geist getrieben fühlte, auftreten, um durch sein Wort die Gemeinde zu erbauen. Es gab keine Prediger und Liturgen, sondern jedes Gemeindeglied war berechtigt zu sprechen; und die Regellosigkeit war der Art, dass zuweilen mehrere gleichzeitig sprachen, wenn sie meinten, vom Geist getrieben zu sein. Solche Unordnung wird freilich von Paulus gerügt und ist wohl nur vereinzelt vorgekommen und bald beseitigt worden. Aber es hat doch lange gedauert, bis sich feste gemeinsame Formen herausbildeten, sowohl in der Verfassung der Gemeinde als in der Ordnung des Gottesdienstes. Erst allmählich ist es zur Ausbildung bestimmter Aemter und rechtlicher Formen in der Gemeinde gekommen. Es ist freilich paradox, wenn ein berühmter Kirchenrechtslehrer der Gegenwart behauptet hat, dass die Ausbildung einer strengen Rechtsordnung überhaupt dem Wesen des Christenthums widerspreche und ein Abfall von seinem Princip sei. Aber die Wahrheit an dieser Paradoxie ist, dass die Ordnungen der ältesten Zeit von primitivster Art waren. Nicht das Recht, sondern der Geist sollte die Gemeinden regieren. Was von den Aemtern gilt, gilt auch vom Gottesdienst. Auch hier ist es erst allmählich zu bestimmten Formen gekommen.

Als eine eigenthümliche Sitte der ältesten Zeit sind die gemeinsamen Mahlzeiten zu erwähnen, welche ebenso wie der Gottesdienst den Charakter einer religiösen Feier hatten. Zweimal pflegten die Christen sich am Sonntag zu versammeln, des Morgens zu Gebet, Schriftlection und Predigt, also zu dem, was wir den Gottesdienst im eigentlichen Sinne nennen; und dann im Laufe des Tages noch einmal zu einer gemeinsamen Mahlzeit, welche ein Ausdruck der brüderlichen Gemeinschaft sein sollte. Bei dieser Mahlzeit wurde auch jene Handlung vollzogen, die wir das Abendmahl zu nennen pflegen. Erst in der nachapostolischen Zeit wurde die Abendmahlshandlung in den Gottesdienst verlegt, so dass die Brudermahle an religiöser Bedeutung ver-

loren. Im dritten Jahrhundert sind sie dann wegen der dabei vorgekommenen Unordnungen ganz abgeschafft worden. Die Sitte solcher religiösen Mahlzeiten ist fast allen Religionen des Alterthums gemeinsam. Opfer und Opfermahle gehören im heidnischen Cultus eng zusammen; und auch im Judenthum sind sie uralt, durch die spätere Gesetzgebung zwar zurückgedrängt, aber nicht aufgehoben worden. Der Zweck dieser gemeinsamen Mahlzeiten war überall, die brüderliche Gemeinschaft der Cultusgenossen zu einem solennen Ausdruck zu bringen.

Für die Glaubens-Ueberzeugung der ältesten Christen ist vor allem ein Punkt charakteristisch: die Lebhaftigkeit, mit welcher sie das baldige Ende dieser Welt und den Anbruch eines Reiches der Herrlichkeit auf der erneuerten und verklärten Erde erwarteten. Die Grundlage dieser Hoffnung bildet die messianische Idee des Alten Testamentes und des Judenthums. Durch die grossen Propheten des Alten Testamentes ist in dem Volke Israel die zuversichtliche Hoffnung gepflanzt worden, dass Gott seinem Volke, dem er jetzt wegen seiner Sünde zürnt, dereinst wieder gnädig sein und ihm noch eine herrliche Zukunft schenken werde. Diese Zukunftshoffnung ist namentlich in den Zeiten der Verfolgung durch Antiochus Epiphanes neu belebt und unter dem Druck der römischen Fremdherrschaft immer mehr befestigt worden. Sie hat im Laufe der Zeit mannigfache Formen angenommen: bald hat man mehr Gewicht auf das Aeussere und Sinnliche gelegt: politische Freiheit und Erlösung von allen äusseren Uebeln; bald hat man den Hauptnachdruck auf die inneren und geistigen Güter gelegt: Vergebung der Sünde und Befreiung von ihrer Macht durch die Gnade Gottes. Irgendwie waren aber immer diese beiden Momente: äusseres und inneres, sinnliches und geistiges mit einander verbunden. Die Verkündigung Jesu Christi hat zunächst an diese Hoffnung angeknüpft. Das Reich Gottes ist nahe, war das Thema seiner ersten Predigt. Aber er hat diese Hoffnung zugleich verinnerlicht und vertieft, indem er den entscheidenden Nachdruck auf die innere Seite gelegt hat. Die Verwirklichung der Gnade Gottes, das ist das wesentliche Gut des Gottesreiches. Und er selbst weiss sich dazu berufen, diese Gnade nicht nur zu verkündigen, sondern darzubieten. Daraus ergab sich der Satz, dass mit seiner Wirksamkeit das Reich Gottes schon angebrochen sei. „Das Reich Gottes ist mitten unter euch“ dieses eine Wort enthält eine völlige Umbildung des Begriffes. Mitten in dieser Welt, ohne eine äussere Umgestaltung derselben, ist das wesentliche Gut des Gottesreiches schon vorhanden, wenn auch die vollendete Gestalt des Reiches noch zukünftig ist. Während hier die äussere, sinnliche Seite der Zu-

kunftshoffnung in den Hintergrund gedrängt ist, ist sie in der Glaubensüberzeugung der ältesten Christenheit wieder mehr in den Vordergrund getreten. Das gilt von den heidenchristlichen Kreisen ganz ebenso wie von den judenchristlichen, nur dass es für die ersteren selbstverständlich war, dass nicht die Zugehörigkeit zum Volke Israel und nicht die Beobachtung des mosaischen Gesetzes, sondern allein der gläubige Anschluss an die Person Jesu Christi die Bedingung sei für die Theilnahme an diesem Reiche. Sie, die Gläubigen, sind das wahre Israel. Ihnen gilt die Verheissung eines seligen Erbtheiles in der erneuerten Welt. Die Verwirklichung dieser Hoffnung, also der Anbruch des vollendeten Gottesreiches, ist nun allgemein bis tief ins zweite Jahrhundert hinein schon für eine sehr nahe Zukunft erwartet worden. Mit lebhafter Spannung waren die Gemüther der Christen auf die Zeit gerichtet, in welcher Christus wieder kommen wird, um das Reich der Herrlichkeit aufzurichten. Diese gegenwärtige Welt — eine Welt der Sünde und des Uebels — ist dem Untergang nahe. An ihrer Stelle wird in Bälde durch ein wunderbares Eingreifen Gottes in den Gang der Geschichte eine neue Welt geschaffen werden, in welcher Gerechtigkeit wohnt und alles Uebel überwunden ist.

Die beiden Welten, die gegenwärtige und die zukünftige, sind aber nicht durch eine feste Zeitgrenze geschieden. Die zukünftige Welt ragt schon in die Gegenwart herein. Diesen Gedanken, den wir in der Verkündigung Christi gefunden haben, hat auch die christliche Gemeinde festgehalten, wenn auch in etwas anderer Form. Die Christen gehören bereits dem zukünftigen Gottesstaat an, sie sind bereits Bürger des neuen Jerusalem und in der gegenwärtigen Welt nur Fremdlinge und Beisassen. Damit ist der Gegensatz der beiden Welten in die Gegenwart herein projicirt. Mitten in dieser alten Welt des Bösen organisiren sich die Kräfte für das zukünftige Gottesreich, nämlich eben in der Gemeinde Christi. Denn hier waltet der Geist Christi, der ein neues, die ganze Welt umgestaltendes Lebensprincip ist.

Dieses stolze Selbstgefühl, dass sie den Geist Gottes, den Geist Christi, und damit das Princip alles wahren Lebens haben, ist ein weiteres hervorstechendes Moment in der Glaubensüberzeugung der ältesten Christen. Sie sind die Geistbegabten, und zwar sie alle — in der ganzen Gemeinde waltet der Geist Jesu Christi, nicht in diesem oder jenem Einzelnen. Alle Gläubigen sind inspirirt und damit in irgend einer Beziehung mit übernatürlichen Kräften ausgerüstet. Damit haben sie auch die Kraft zur Ueberwindung der Sünde und zur Führung eines heiligen Wandels in Gott.

Aber woher haben sie diese Kraft? Eben infolge ihrer Verbindung mit ihrem Herrn und Haupte Jesus Christus. Er ist nicht nur der messianische König, der vom Tod zum Leben hindurchgedrungen ist und durch seine Macht das Reich der Herrlichkeit heraufführen wird, sondern er ist vor allem der Begründer eines neuen Lebens im Inneren des menschlichen Herzens. Die Bedeutung der Person Jesu Christi für das eigene individuelle Leben wird freilich sehr verschieden aufgefasst. Irgendwie aber finden wir doch überall den Glauben, dass die Person Christi selbst eine grundlegende Bedeutung hat für das sittliche Leben und für das Heil des Menschen. Es wird entweder das Hauptgewicht darauf gelegt, dass er als der Heilige und Gerechte durch die Hingabe seines schuldlosen Lebens in den Tod eine Sühnung der Sünde bewirkt und dadurch ihre Schuld getilgt hat. Oder es wird vor allem betont, dass er als der Sohn Gottes, der mit dem Vater in inniger Gemeinschaft steht, Gottes wahres Wesen — seine väterliche Gnade und Barmherzigkeit — geoffenbart und dadurch das Licht der rechten Erkenntniss gebracht und durch die rechte Erkenntniss auch die sittliche Freiheit gewirkt hat. Oder es wird hervorgehoben, dass er als der Lebendige und in den Himmel Erhöhte eine geistige Potenz ist, durch welche die Gläubigen die Kraft empfangen zu einem neuen sittlichen Leben. Indem der Gläubige in innige Gemeinschaft mit ihm tritt, tritt er damit unter die Wirkung seines Geistes, und dieser Geist wird im Menschen zu einer Kraft, die ihn befähigt zur Ueberwindung der Sünde und zur Führung eines heiligen Wandels. Diese verschiedenen Gesichtspunkte, unter welchen die Bedeutung der Person Christi aufgefasst wird, schliessen sich nicht aus, sondern ergänzen sich und finden sich häufig beisammen.

Die Glieder der christlichen Gemeinde sind also frei von der Schuld und Macht der Sünde. Sie stehen unter der Gnade Gottes und sind dieser gewiss. Sie sind Kinder Gottes, welche in der frohen Zuversicht leben, dass ihr himmlischer Vater sein Werk an ihnen vollenden und sie in das künftige Reich der Herrlichkeit einführen werde.

Aber eines wird von den Gliedern der Gemeinde mit allem Ernst und Nachdruck gefordert, dass sie als Kinder Gottes sich auch bewähren durch einen heiligen Wandel. In der Energie, mit welcher diese Forderung gestellt wird, zeigt sich die nachhaltige Wirkung der ursprünglichen Predigt Jesu Christi. Diese hat nicht nur die väterliche Gnade Gottes verkündigt, sondern zugleich ein neues sittliches Ideal hingestellt: eine Gerechtigkeit, die besser ist als die der Schriftgelehrten und Pharisäer. Die vollkommene Gerechtigkeit besteht nicht in gesetzlichen

Observanzen, überhaupt nicht im äusseren Thun als solchem, sondern in demjenigen Handeln, welches aus der Gesinnung reiner selbstloser Liebe entspringt. Die Liebe ist das oberste, ja das einzige Gebot. Wer in allem Handeln von ihr sich leiten lässt, hat den Willen Gottes vollkommen erfüllt. Die Liebe kennt aber kein anderes Ziel als das Wohl des Anderen. Sie sucht nicht das Eigene, sondern das des Anderen. Sie opfert alles, verzichtet auf alles im Dienste der Brüder. Sie ist keusch und rein und stellt alle eigenen Kräfte in den Dienst der heiligen Sache Gottes. Dieses von Jesus verkündigte sittliche Ideal ist in der Gemeinde wirksam geblieben und hat sich aus aller Verdunkelung und Abschwächung immer wieder in seiner Klarheit und Reinheit herausgearbeitet. Die Gemeinde verdankte dies nicht zum Wenigsten dem Umstande, dass schon frühzeitig eine breite Masse von Sprüchen Jesu schriftlich aufgezeichnet worden ist und so in authentischer Form auf die späteren Generationen sich vererbt hat. Die Praxis hat freilich diesem Ideal nicht immer entsprochen. Die menschliche Schwäche hat dafür gesorgt, dass die Wirklichkeit oft hinter demselben zurückblieb. Aber als Forderung hat es den Christen immer vorangeleuchtet, und es ist keine Frage, dass es doch eine starke Wirkung in dem sittlichen Leben der Gemeinden ausgeübt hat.

Dabei darf immerhin nicht verschwiegen werden, dass die Auffassung von der sittlichen Aufgabe des Menschen in den Kreisen der ältesten Christen eine bestimmte Schranke hatte: sie hatten keinen Blick für die allgemeinen Cultur-Aufgaben: Kunst und Wissenschaft und staatliches Leben. Dass die Pflege dieser Güter auch eine positive Aufgabe der menschlichen Gesellschaft ist, blieb dem Auge der ältesten Christen verborgen; und es musste ihm verborgen bleiben, denn sie glaubten nicht an eine noch längere Dauer dieser Welt. Diese Welt ist ja doch bald zu Ende. Wie konnte also die Pflege weltlicher Cultur eine sittliche Pflicht sein? Selbst sociale Verhältnisse, die dem Princip der Bruderliebe direct widersprachen, wie die Sklaverei, liess man unberührt. Man dachte nicht daran, diese zu bekämpfen, weil die Ordnungen dieser menschlichen Gesellschaft ja doch nicht mehr von langer Dauer sind. Nur die eine Forderung wurde gestellt, dass auch Herren und Sklaven in ihrem Verhältniss zu einander den Geist der Bruderliebe walten lassen sollten.

Ich habe versucht, die Punkte herauszuheben, die für die älteste Christenheit charakteristisch sind, die für sie selbst im Vordergrunde standen. Dürfen wir in diesen ältesten Christen unsere Väter erkennen? Ist dieses enthusiastische Christenthum dasselbe, zu dem wir uns noch

bekennen? Die christlichen Kirchen aller Richtungen beantworten diese Frage mit ja. Und mit Recht. Es hat sich freilich vieles gewandelt. Auch in denjenigen christlichen Gemeinschaften, welche mit Bewusstsein darnach streben, das ursprüngliche Evangelium rein und unverfälscht zur Darstellung zu bringen, hat doch vieles eine andere Fassung und andere Betonung erhalten. Schon der eine Punkt, dass man das Ende dieser Welt und den Anbruch des vollendeten Gottesreiches in naher Zukunft erwartete, hat alles in eine Beleuchtung gerückt, die für uns verschwunden ist, hat der Glaubens-Stimmung eine besondere Färbung gegeben und dem sittlichen Streben seine Schranken gesetzt. Wir haben uns in dieser Welt eingerichtet und suchen gerade im Vertrauen auf Gottes Beistand [illegible]er Herr zu werden und sie uns dienstbar zu machen. Aber trotz aller Verschiedenheit ist die Grundlage unseres Glaubens doch dieselbe. Es giebt auch heute keine christliche Gemeinschaft, die nicht auf den Glauben gegründet wäre, dass Gott uns ein gnädiger Vate[illegible]er uns durch Christus zu seinen Kindern gemacht hat, uns die [illegible]iebt zur Ueberwindung des Bösen und unser Leben zu einem seligen Ziele führt. Auch wir suchen unsern Halt gegenüber aller Noth des Lebens nicht in dieser sinnlichen Welt, sondern in einer übersinnlichen, und erkennen die Pflicht an zu einem Wandel nach dem Princip der Liebe. Ausser diesem Gemeinsamen, das Alle haben, kann der Eine mehr der Andere weniger von den Glaubens-Vorstellungen der ältesten Zeit sich noch aneignen. Eine völlige Rückkehr zu denselben ohne jede Modification ist für Niemand mehr möglich. Eben dieser Umstand sichert uns die Freiheit der Bewegung. Er giebt uns das Recht, unsere wesentliche Einheit mit den Christen aller Zeiten zu behaupten und doch für den Inhalt unseres Glaubens immer wieder neue, vollkommenere, zutreffendere Fassungen zu suchen.

Druck von Schmidt & Klaunig in Kiel.

